







Diana Beresford-Kroeger

# Im Namen der Bäume

Meine Lebensreise von  
uralter keltischer Weisheit  
zu einer heilenden  
Anschauung des Waldes



Aus dem Englischen  
von Dirk Höfer

Mit Illustrationen  
von Pauline Altmann

**NATURKUNDEN**

Meinen Vorfahren im Castle of Ross,  
Killarney, die in Lackavane und dem Valley  
of Lisheens lebten. Von euch habe ich  
meine größte Gabe, meinen Verstand.

NATURKUNDEN N° 105  
herausgegeben von Judith Schalansky  
bei Matthes&Seitz Berlin

# Inhalt

Einleitung 8

## TEIL EINS

Ein tröstlicher Stein 15

Der gelbe Farbkasten 27

Ins Tal 35

Bildung ist für eine Frau keine Bürde 51

Die Bedeutung meiner Mündelschaft 59

Das Feldexperiment 66

Wo sind die Bäume? 70

Fürsorgepflicht 78

Die Wissenschaft des alten Wissens 82

Die Sumachblüte 97

Arbeit nach meiner Fasson 112

Holz spalten 128

Der Mutterbaum 141

Philanthropie des Geistes 148

## TEIL ZWEI

Das keltische Baumalphabet 163

Danksagungen 229

Eine Leseliste 230

Register 232

# Brehon

Mit Poesie ist die Landschaft von Éire  
in den Schlaf gesungen worden, lang ist's her.

Fadó.

Fadó.

Raunend liegt das Land.

Sanfte Traumfelder voller Hasen

und Hasenschwanzgras ziehen langsam vorbei

mit von Purpurheide beanspruchten Bergen

und Füchsen fiebernd im Schimmer gilbenden Ginsters.

Waldwörter

vom Regen zerzaust

zwischen dem Rallenhimmel

und dem Fischschwanzgeplätscher

die das Meer aufsaugen.

Das Mondjoch wird die Gesetze der Freiheit beschirmen

arís agus arís

und uns verweisen direkt

auf Brehon

*Diana Beresford-Kroeger*

# Einleitung

Ich hatte immer Schwierigkeiten damit, über meine Lebensgeschichte nachzusinnen oder sie gar zu erzählen. Als Kind habe ich schwere Traumata erlitten. Um mich selbst zu schützen, habe ich meinen Schmerz gepackt und ihn in meinem Kopf in einem tiefen Brunnen versenkt. Ich habe ihn vor mir selbst versteckt, damit ich funktionierte, während meiner gesamten wissenschaftlichen Ausbildung und Jahrzehnten der Forschung die Augen immer nach vorne gerichtet und nach der nächsten Frage gesucht, der nächsten Antwort, der nächsten Einsicht oder dem nächsten Stückchen Weisheit.

Aber der Mensch, der ich heute bin, würde ohne dieses Trauma nicht leben können. Es führte mich als dreizehnjähriges Mädchen zu einer der letzten Bastionen der keltischen Kultur in Irland, an einen Ort namens Lisheen Valley im County Cork. Ich brauchte etwas, was mich zusammenhielt, und kam in Lisheens genau zu dem Moment an, als der Ort selbst auseinanderfiel. Das alte Wissen der Druiden und der Brehon Laws, der Richtergesetze, das über Jahrtausende von Generation zu Generation bewahrt, verfeinert und weitergegeben worden war, war im Begriff, verloren zu gehen. Doch es wurde an mich weitergegeben und mit ihm eine Einsicht in die heilenden Kräfte der Pflanzen und in das heilige Wesen der Natur, die das größte Geschenk darstellt, das mir je zuteilwurde.

Die einzige Gegenleistung, um die ich für dieses Geschenk gebeten wurde, war, es nicht für mich zu behalten. Und obwohl ich während meiner fünfzigjährigen Wissenschaftslaufbahn meine Ideen und Entdeckungen freigebig geteilt habe, habe ich immer Teile meiner Geschichte zurückgehalten und das vollständige Bild sogar vor mir selbst verborgen.

Heute jedoch befinden wir uns in einer besonderen Zeit. Einerseits stellt die Klimakrise die schlimmste Bedrohung für unseren Planeten dar, die die Menschheit je erlebt hat. Andererseits sind wir so gut gerüstet wie noch nie, uns dieser Herausforderung zu stellen. Aber dafür müssen wir die Natur so verstehen lernen, wie es die Menschen einst getan haben. Wir müssen alles,

was uns die heilige Kathedrale des Waldes bietet, in den Blick nehmen und zu der Einsicht gelangen, dass es unter dem, was sie zu bieten hat, einen Weg gibt, unsere Welt zu retten.

Wir alle sind Menschen des Waldes. Wie die Bäume besitzen wir eine genetische Erinnerung an die Vergangenheit, denn die Bäume sind die Eltern eines tief in uns ruhenden Kindes. Wir spüren, wie diese gemeinsame Geschichte jedes Mal, wenn wir in den Wald gehen, zum Leben erwacht, wo uns die Erhabenheit der Natur in einer Weise anruft, die über unser Vorstellungsvermögen hinausgeht. Doch selbst bei denjenigen, die über Monate oder sogar Jahre keine Begegnung mit Bäumen hatten, ist die Verbindung zur Natur noch vorhanden und wartet darauf, erinnert zu werden.

Indem ich die Geschichte meines Lebens erzähle und von den Blättern, Wurzeln, Stämmen, Rinden und Stängeln berichte, mit denen es verwoben ist, hoffe ich, an diese Erinnerung zu rühren. Ich möchte Ihnen ins Gedächtnis rufen, dass der Wald weit mehr ist als nur das Holz, das wir aus ihm herausholen. Er ist unser Medizinschrank. Er ist unsere Lunge. Er ist das Regulierungssystem für unser Klima und unsere Ozeane. Er ist der Mantel unseres Planeten. Er ist die Gesundheit und das Wohlergehen unserer Kinder und Kindeskinde. Er ist unser heiliges Zuhause. Er ist unsere Rettung.

Bäume bieten uns eine Lösung für fast jedes Problem, das die Menschheit heute zu gewärtigen hat, sei es der Kampf gegen die Arzneimittelresistenz oder der Stopp der globalen Erwärmung, und sie sind begierig, uns ihre Antworten mitzuteilen. Sie tun es sogar, wenn wir sie nicht hören oder hören wollen. Einst wussten wir ihnen zuzuhören. An diese Fähigkeit müssen wir uns wieder erinnern.







TEIL EINS

## Ein tröstlicher Stein

Mein Tränenstein stand an der höchsten Stelle der Talflanke und wies in das Blau darüber. Der Stein war deutlich größer als mein Kopf, ein großes Rechteck, wenn man von der Kurve an seinem Scheitelpunkt absah, wo er vor langer Zeit schon abgebrochen war. Seine Oberfläche war zu rauen Riefen verwittert, unterbrochen vom rundlichen Schorf der Flechten. Der Stein war gut doppelt so groß wie der schwere Kiefernholztisch in der Küche des Bauernhauses, groß genug, dass alles, was sich an ihm veränderte, in einer für mich unmerklichen Langsamkeit ablief und ihm eine willkommene Beständigkeit verlieh.

Ich nannte ihn meinen Tränenstein, weil ich, wenn ich mich besonders einsam fühlte, den Hügel hinaufstapfte, um in seiner Nähe zu sein. Ich habe nie wirklich geweint. Meine Tränen waren schon lange versiegt. Oder ich habe sie unterdrückt und es nie gemerkt, denn ich habe sie zur Gänze heruntergeschluckt. Ich saß gewöhnlich am Fuß des Steins und lehnte mich an seine massive Flanke, bereit, auf eine andere Seite zu schlüpfen und mich zu verstecken, wenn jemand von unten nach mir rief. Es handelte sich um eine reine Beruhigungsmaßnahme, obwohl mich nie jemand gerufen hat.

Wenn ich dort saß, drang mit dem langsamen Pochen der Erde Ruhe in meine Knochen. Unter mir lag das Bauernhaus mit seiner Rauchfahne, und dahinter erstreckten sich die zum Hof meiner Großtante gehörenden Felder. Wie in einem alten Lied trug ein jedes einen gälischen Namen. Die Felder unseres Nachbarhofs bedeckten die Talseiten mit einem Flickwerk, in dessen Grün es zu glühen schien. Ich sah den Meerestvögeln zu, wie sie über den Weiden den Schleier aus Timotheegrass auszubreiten schienen, und mitunter sah ich tief unten im Tal den lachsreichen Owvane River, der sich nach Westen in die offenen Arme der Bantry Bay ergoss. Wenn ich mich nach Norden wandte, konnte ich die großartigen schlafenden Silhouetten der Cahal-Berge bewundern, auf deren sperrigen Formen die Farben tanzten. *Cnoc Buí*, der gelbe Berg – von seinen gelben Blüten unter Strom gesetzt –,

schien im Chrom des Stechginsters zu vibrieren. Manchmal, wenn ich das Aquamarin des Meeres beobachtete, wunderte ich mich über die bronzenen Blitze, die in einer stillen Farbensymphonie kamen und gingen. Von diesem Aussichtspunkt aus konnte ich tatsächlich die gesamte Landschaft überblicken, die die Familie meiner Mutter in den vergangenen dreitausend Jahren an Körper und Seele genährt hat. Das mit den Wolken spielende Licht, der salzige Wind und der Regen trösteten mich. Auch wenn ich an meinen Tränenstein gelehnt nie wirklich geweint habe, war ich doch ein Kind, das den Schmerz zur Genüge kannte.

An jenem besonderen Sommertag, an den ich mich erinnere, war ich in Gedanken an meinen Vater zu dem Stein hinaufgestiegen. Ich war eine Waise, hatte erst kürzlich beide Eltern verloren. Die meiste Zeit meines jungen Lebens war ich allein gewesen, durch Nationalität, Religion und Klasse, um nur diese zu nennen, von den Menschen in meiner Umgebung getrennt, und ich hatte gelernt, in dieser Isolation zu leben. Doch der Tod meiner Eltern versetzte mir einen Schlag, von dem ich nicht wusste, ob ich mich würde von ihm erholen können. Monat um Monat war vergangen, und ich fühlte mich immer noch wie betäubt. Die tägliche Unmittelbarkeit ihres Todes war verwirrend, so, als ob mir Erde und Himmel unter den Füßen weggezogen würden. Die Trauer um meinen Vater war anhaltend, der Verlust so stark, dass ich manchmal an der Gewalt, die sie über mich hatte, zu ersticken drohte. Ein lebenswichtiger Teil von mir fehlte und würde nie mehr zurückkommen, denn der Tod hatte eine Tür verschlossen. Ich wollte nur klein sein, nur ein winziger Punkt. Wenn ich den Atem anhielt, würde ich vielleicht ganz verschwinden.

Am Fuß des Steins kauerte ich mich in mich selbst, um zu überleben. Durch den Anblick des Tals unter mir fühlte ich mich sicher und zugleich wie ein winziger Fleck, so klein wie unten die langsam trottschwarzen Kühe mit ihren schwingenden rosa Eutern. Sie waren zufrieden. Ich musste es auch sein. Und da ich mich langsam beruhigte, konnte ich einen nüchternen Blick auf mein Leben werfen.

Väterlicherseits war ich ein Abkömmling der englischen Aristokratie, das brüchigste Blatt im Familienstammbaum der Beresford, der gespickt war mit Earls, Lords und Marquis. Mütterlicherseits war ich so irisch wie die Heide

zu meinen Füßen, der letzte lebende Tropfen einer Blutlinie, die sich bis zu den Königen von Munster zurückführen ließ. Meine doppelte Stammlinie führte zu Ressentiments, an denen ich mein ganzes Leben zu tragen hatte. Als weibliches Kind der Beresfords sah ich mich mit den Einschränkungen des Erstgeburtsrechts konfrontiert. Aus dem Besitz meines Vaters würde ich bis auf meine Abstammung und meinen Namen nichts von Wert erben können. Ich war ein Mischling, zu irisch für die Engländer und zu englisch für die Iren. Meine einzige Gnade in den Augen der Iren war, dass ich ein Mädchen und deshalb wichtiger als ein männlicher Nachkomme war.

Der Gedanke daran, dass die Familie meines Vaters mich, wie seit dessen Tod geschehen, weiterhin ignorieren würde, versetzte mich in Panik. Aber auch das ging vorbei, während ich über die Weiden des Tals von Lisheen blickte, jene paar Quadratkilometer eines ländlichen Irlands, wo ich in den kommenden zehn Jahren meine Sommer verbringen würde. Ich hatte noch keine Ahnung von der Hoffnung, die direkt vor mir lag, oder von der Art und Weise, wie das Land und seine Menschen mich leiten und prägen würden. Ich wusste damals nicht, dass die ältere Generation meiner Familie mütterlicherseits sich bereits unten in Pearson's Bridge zusammengefunden hatte, um über mein Schicksal zu befinden. Ich wusste nicht, dass sie bereits beschlossen hatten, mir ihr altes Wissen, ihr offenes Geheimnis, zum Geschenk zu machen, und dass das mir das Leben retten würde. Oder dass sie die Absicht hatten, mich zu ihrem »Schicksalskind« zu machen. An den Tränenstein gelehnt, wusste ich nur, dass ich unsichtbar war, von zu viel Tod niedergeschmettert und furchtbar allein.

Meine Eltern Eileen O'Donoghue und John Lisle de la Poer Beresford lernten sich irgendwann im Zweiten Weltkrieg in England, sehr wahrscheinlich in London kennen und verliebten sich. Obwohl ich als Kind großes Vergnügen daran hatte, die romantische Vergangenheit der Menschen in meiner Umgebung auszuforschen, hatte ich nie die Gelegenheit, meine Eltern nach ihrer Liebesgeschichte zu fragen. Ein paar kleine Einzelheiten wusste ich trotzdem. Etwa, dass meiner Mutter, wenn sie im Abendkleid mit silbernen bis zu den Ellenbogen reichenden Handschuhen und geschmückt mit Zuchtperlen und Saphiren auftrat, kaum zu widerstehen war. Einmal, als ich klein war, wurde

ich geholt, um sie bei einem privaten Ball über die Tanzfläche rauschen zu sehen. Alle Anwesenden überließen ihrer Eleganz und Schönheit das Feld. Dass ein Mann einer Frau wie meiner Mutter erliegt, ist pauschal betrachtet leicht zu verstehen.

Jack, mein Vater, kam in jeder Hinsicht aus bestem Hause. Er war ein Eton-Junge, der als Sohn von Lord William Beresford bei Hofe eingeführt wurde. Er war verwandt mit den Churchills und Spencers und der ganzen übrigen englischen High Society. Er pflegte den ambitionierten Lebensstil des frühen zwanzigsten Jahrhunderts in höchster Vollendung, und allein schon dies hätte genügt, das Interesse der Frauen auf sich zu ziehen, aber er war auch ein charmanter, kultivierter Mann. Selbst die Verwandtschaft meiner Mutter in Lisheens sprach von ihm, trotz seines Status in der protestantischen angloirischen Elite, wohl oder übel mit Bewunderung und Zuneigung. Er war Linguist, sprach dreizehn Sprachen, darunter drei arabische Dialekte, fließend und unterrichtete in Cambridge. Er war hochgewachsen und trug ein Monokel, was heute albern klingt, ihm aber meines Erachtens gut stand.

Auch wenn das Gesicht meiner Mutter durch die sehr helle Haut zart und feinfühlig wirkte, war sie doch mutig und abenteuerlustig, belesen und extrovertiert; wenn ihr danach war, beherrschte sie mit ihrer Präsenz einen ganzen Raum. Und sie war sportlich, eine versierte Reiterin, die in ihrer Kindheit jeden Tag zur Schule geritten war. Sie hatte etwas Wildes an sich und eine ungewöhnliche Ader für Tiere, vor allem für Pferde und ihre Verwandten. Diese beiden Eigenschaften finden sich in meiner Lieblingsgeschichte über sie zusammengefasst, worin es heißt, dass es ihr als Mädchen einmal gelungen war, einen Esel auf das Dach ihres Schulhauses zu manövrieren. Niemand konnte sich erklären, wie sie das bewerkstelligt hatte, und sie hat es angeblich auch nie erzählt.

Ihre Eltern lebten nicht mehr, als sie einen englischen Aristokraten heiratete, aber wie ihre noch lebenden Verwandten hätten sie darin einen entschiedenen Akt des Ungehorsams gesehen. Die Familie meines Vaters hingegen verurteilte lieber auf die stille Art.

Obwohl wir in den ersten Jahren meines Lebens in Bedford, England, lebten, bin ich 1944 in Islington, einem Stadtteil von London geboren worden.

Meine erste Erinnerung ist, dass ich gestillt wurde. Ich erinnere mich, wie die Brustwarze meiner Mutter an meinen Gaumen stieß, ich sofort in eine Art Ekstase fiel und dann losließ und einschlief. Vielleicht habe ich mich an diesen Moment nur dieses einfachen Vergnügens und der spürbaren Zufriedenheit wegen so lange erinnert. Wahrscheinlicher ist aber, dass ich ihn in Erinnerung behalten habe, weil die Zeiten echter Nähe zu meiner Mutter so selten waren.

Als ich zwei oder drei war, begannen meine Eltern, regelmäßig nach Irland zu fahren, wobei sie mich wie Gepäck mit sich schleppten. Die Welt bereisen und den Sommer auf dem Land verbringen, war, was Menschen ihrer Klasse so zu tun pflegten. Ungeachtet des Tabus, dass sie eine Verbindung über kulturelle Grenzen hinweg eingegangen waren, und des rebellischen Zugs meiner Mutter taten meine Eltern im Großen und Ganzen das, was von ihnen erwartet wurde. Allerdings gab es einen Punkt, bei dem sich meine Mutter nicht fügen wollte: Sie bestand gegen den urenglischen Willen meines urenglischen Vaters darauf, mich Jahr für Jahr zu Besuch auf unseren Stammsitz in Irland mitzunehmen.

Wir fuhren zu zweit mit dem Auto an die Grenze zwischen den Countys Kerry und Cork, wo wir, bevor wir die enge Straße hinauf zum Pass von Keimaneigh nahmen, unsere Geschwindigkeit ehrerbietig drosselten. Auf der Passhöhe, wo die Straße endgültig durch den Fels schnitt, berührten sich über uns beinahe die Berge. Dort hielt meine Mutter an, und wir stiegen aus dem Auto, bewunderten voller Ehrfurcht die Felsen, die, wie es aussah, nur von einem Band aus Heide festgehalten wurden, einem Band, das vor lauter Anstrengung dunkelpurpur angelaufen schien. Über dem Geräusch der Zwillingsbäche, deren Wasser auf beiden Seiten des Passes über den schwarzen Fels schoss, erzählte mir meine Mutter die Legende des Priesters, der in der Zeit der Penal Laws den Pass für eine waghalsige Flucht nutzte. Unter diesen von den englischen Besatzern den Iren auferlegten Strafgesetzen, die fünfhundert Jahre lang, bis 1916, in Kraft blieben, war es unter anderem für jede »Person der papistischen Religion« illegal, eine Schule zu betreiben oder Kinder zu unterrichten. Der Priester hatte aber nicht nur die Kinder der Gegend unterwiesen, er hatte es zudem noch im Freien getan, in einer von den Einheimischen so genannten »Heckenschule«, mit Spähern,

die vor möglichem Ärger warnen sollten. Mit Gefängnis oder Schlimmerem bedroht und von berittenen englischen Soldaten und ihren Hunden gejagt, war er oben am Pass über die Kluft gesprungen und erfolgreich entkommen.

Nach einem Halt in Gougane Barra, wo wir in den einst von Mönchen bewohnten Höhlen meditierten, betraten wir in aller Stille den anmutigen Kirchenraum von Finbarr's Oratory, einer Kapelle, die auf ihrer eigenen heiligen Insel stand. Dann sausten wir in nordwestlicher Richtung nach Kerry und an den Familiensitz Castle of Ross am Ufer des Loch Léin, dem größten der drei Seen Killarneys. Sobald meine Mutter aus dem Auto ausgestiegen war, zündete sie sich eine Zigarette an, eine Woodbine, inhalierte und entließ eine Ringellocke aus Rauch, während sie sich vornüberbeugte, um den Rock ihres Pariser Kostüms glattzustreichen. Vorsichtig die Schlammputzen umrundend, betrachtete sie das Gebäude mit einem taxierenden Blick, als ob sie es möglicherweise kaufen wollte. Sie musterte den oberen Teil des Schlosses, der nun den Elementen ausgesetzt war, denn das Dach war, um Steuern zu sparen, zur Zeit der Engländer entfernt worden, sie musterte auch die Sau, die mit ihrem Wurf quiekender rosa Ferkel an der Steinmauer lag. Ihre Zigarette ausdrückend und zurück zum Auto gehend, gab sie abschließend noch eine spitze Bemerkung von sich: »Das Dach hat auch noch niemand repariert.«

Diese Pilgerfahrten waren der sichtbare Beweis dafür, dass meine Mutter ihr irisches Erbe nicht ganz aufgeben konnte, dass sie noch immer die Anziehungskraft der alten Orte, aber auch eine Art Verantwortungsgefühl verspürte, mir den Kontakt zur Vergangenheit zu ermöglichen. Fast überall sonst aber lehnte sie die Kultur und die Überzeugungen ihrer Eltern als rückständig und abergläubisch ab. Sie erwartete von mir, zu einer Frau heranzuwachsen, die attraktiv und in den Kreisen meines Vaters akzeptabel war, um eine gute Heirat eingehen zu können. Darüber hinaus hielt sie mich an, den Mund zu halten und möglichst unauffällig zu bleiben. Was ich nach besten Kräften tat.

Als ich sieben war, zerstritten sich meine Eltern heftig und trennten sich. Mein Vater blieb in England, während meine Mutter und ich nach Irland, nach Cork, in ein großes georgianisches Haus am Belgrave Place 5 zogen. Eine Erklärung für die Veränderung oder für die plötzliche Abwesenheit



meines Vaters erhielt ich nicht; wir waren einfach von ihm weggezogen. Diese ausbleibende Kommunikation war nicht nur auf meine Eltern beschränkt. Damals und vor allem in dieser Gesellschaftsschicht waren Kinder Anhängsel, denen keinerlei emotionale Anteilnahme entgegengebracht wurde. Dass mein Vaters so plötzlich aus meinem Leben verschwand, verwundete mich jedoch tief. Er war ein reservierter Mann und sagte mir nie direkt, dass er mich liebte, aber ich fühlte mich, auf seine ruhige Art, von ihm geliebt. Er zeichnete und malte mich. (Sein Ölporträt von mir hängt noch in meinem Wohnzimmer.) Ich habe Erinnerungen daran, wie er Klavier spielte, da war ich noch sehr klein, und er sein Spiel unterbrach, mich mit warmer Stimme zu sich an den Klavierschemel rief und mich auf seinen Schoß setzte. Er legte dann immer meine Hand auf die seine. Meine Hände waren zu klein, um den Bewegungen seiner Finger folgen zu können, aber er wollte mich, während er spielte, den Rhythmus der Musik spüren lassen. Ich erinnere mich auch daran, wie er mich auf seine Füße stellte und mit mir in unserem Haus in Bedford tanzte.

Am Belgrave Place lebten wir mit zwei Geschwistern meiner Mutter zusammen. Mein Onkel Patrick war einst ein berühmter Sportler gewesen, der in ganz Irland als der Langläufer und Speerwerfer Rocky Donoghue bekannt war. Er war Junggeselle geblieben und arbeitete als Chemiker bei den städtischen Gaswerken. Meine Tante Biddy hatte sich in ihrer frühen Kindheit den Rücken gebrochen, eine Verletzung, die sie zur Invalidin gemacht hatte. Sie war oft, vielleicht drei Mal jährlich, im Krankenhaus und tat sich schwer mit dem Gehen. Biddy war liebenswürdig zu mir. Sie fand immer warme Worte und interessierte sich für mich. Ich gewann sie mit der Zeit sehr lieb und umsorgte sie, so gut ich konnte. Ich erinnere mich, dass ich ihr wieder und wieder *Jane Eyre* in ganzer Länge vorgelesen habe. Onkel Pat wirkte eher gleichgültig – nicht grausam oder kalt, hin und wieder sogar für einen kleinen Schwatz bereit, aber immer mit seinen eigenen Sachen beschäftigt. Er interessierte sich nicht allzu sehr für die Gedanken oder Wünsche eines Kindes, im Grunde genommen auch nicht für die Anliegen aller anderen im Haus. Da meine Mutter nun meine einzige Bezugsperson war, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf: »Du bist ein einziges Ärgernis«, schalt sie mich, »und mein Leben wäre viel besser ohne dich.«



*Lorbeer*

Außerhalb des Hauses hatte ich nur wenig Freunde. Mein Nachname wies darauf hin, dass ich nicht nur anders, sondern auch potenziell gefährlich war. Die Beresfords gehörten zu den mächtigsten Familien in Irland. Wenn ein Kind in der Nachbarschaft oder auf dem Schulgelände mir wehtun, mich beleidigen oder aus Versehen mit mir aneinandergeraten würde, könnte ich den Vorfall einem Verwandten berichten, der womöglich die ganze Familie des Kindes in den Ruin treiben würde. Würden etwa Kinder die politischen Ansichten ihrer Eltern in meiner Hörweite ausplappern, so gäbe es keine Garantie dafür, dass dies nicht auch der Beresford-Familie zu Ohren käme. Meistens gingen mir die Leute in Cork einfach aus dem Weg.

Das Haus am Belgrave Place gehörte zu einem Ensemble aus zehn Gebäuden, die als Einheit an einem großen gemeinsam genutzten Vorplatz gebaut wurden. Es war wahrscheinlich Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als Offiziersquartier gebaut worden. Lange bevor wir dort einzogen, hatte jemand ein kleines Arboretum auf den Vorplatz gepflanzt. Dies wurde mein Spielplatz, und wohl weil ich keine anderen Spielkameraden hatte, schienen die Bäume mich willkommen zu heißen. Sie wurden meine Freunde. Ich setzte meine kostbarste Puppe, die aus Amerika mit dem lockigen roten Haarschopf und dem Porzellangesicht mit den blinzelnden blauen Augen, in den Schutz des riesigen Lorbeerbaums. Das war der Baum, in dessen Stamm ich meine Puppenstube einrichtete, wo der Duft der Lorbeerblätter meinen Spielzeugherd und alle meine weniger wichtigen Puppen umwehte (in fester Rangordnung, die bei den schlaffen Stoffpuppen endete). Wie mein Tränenstein, den zu entdecken noch ausstand, trösteten mich die Bäume mit ihrer immensen Größe. Ihre Präsenz besaß eine Verlässlichkeit, die mir wohlwollend vorkam, und sie veränderten sich unablässig und auf eine Weise, die ich unbedingt verstehen wollte. Auch nachts gelangten die Bäume in meine Träume, wenn sich unter ihren langen Schattengirlanden die Landschaft meiner Schlafzimmerwand veränderte.

Zwei Türen weiter, in der Nr. 7 lebte ein Mann, von dem ich glaubte, er könne mir helfen, die Bäume kennenzulernen. Dr. Barrett war ein Naturheilkundler, der eine Drahtbrille trug und keine Kinder hatte. Er lebte mit Frau und Schwester, die beide auch Drahtbrillen trugen, eine Gemeinsamkeit, der mein junges Gemüt manche Bedeutung zumaß. An zahlreichen Tagen

**Diana Beresford-Kroeger** ist eine weltweit anerkannte Botanikerin, medizinische Biochemikerin und Autorin, deren Arbeit auf einzigartige Weise westliche wissenschaftliche Erkenntnisse und die traditionellen Konzepte der alten Welt kombiniert. Neben vielen anderen Ehrungen wurde sie 2010 in die Riege der WINGS WorldQuest Fellows aufgenommen und 2011 zum Fellow der Royal Canadian Geographical Society gewählt. Derzeit setzt sie sich für einen globalen »Bioplan« für die Wiederherstellung des globalen Waldes ein.

**Dirk Höfer** ist Autor und Übersetzer und lebt in Berlin. Er studierte Bildende Kunst und Philosophie, war Redakteur der Kulturzeitschrift *Lette International* und später Drehbuchschreiber und Spieleentwickler für Ludic Philosophy, Berlin.

NATURKUNDEN N° 109

Erste Auflage Berlin 2025

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky  
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin  
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2025

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin  
[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen  
durchgesehen von Judith Schalansky  
SCHRIFT Freight von Joshua Darden,  
Harpers Grottesque von Jani Paavola  
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin  
PAPIER 90g/qm EOS Munken, 1,2-faches Volumen  
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg  
Printed in Germany.

ISBN 978-3-7518-4011-8

[www.naturkunden.de](http://www.naturkunden.de)

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)